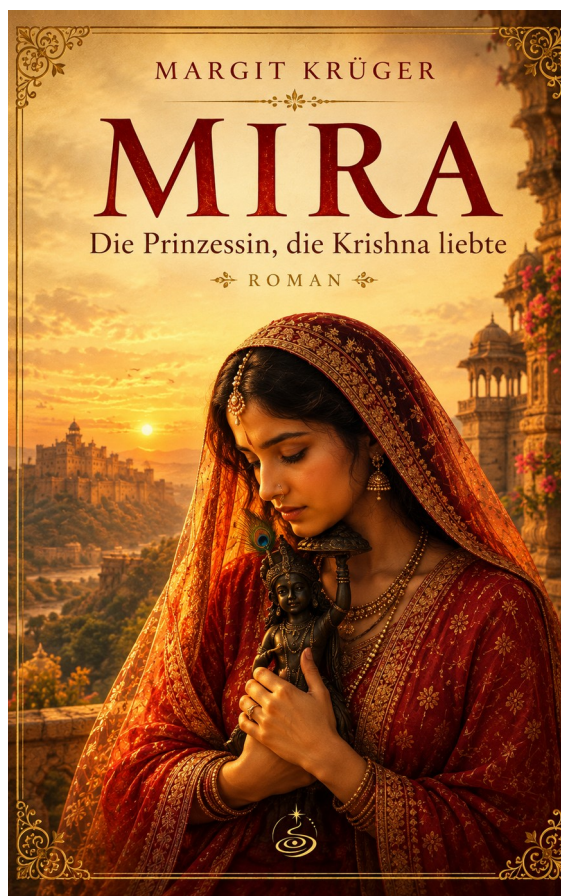




MIRA

Die Prinzessin, die Krishna liebte

Roman

LESEPROBE

Vorwort · Der Erzähler · Kapitel 1 und 2

Margit Krüger



NEUE GALAXIE VERLAG

Vorwort

Dies ist die Geschichte einer Frau, die im sechzehnten Jahrhundert in der Wüste Rajasthans lebte. Sie hieß Mirabai. Sie war eine Prinzessin, eine Witwe, eine Sängerin, eine Heilige — und sie hat etwas getan, was für eine Frau ihrer Herkunft und ihrer Zeit unerhört war: Sie hat Gott direkt angesprochen. Ohne Priester. Ohne Mann. Ohne Erlaubnis. Sie hat ihn Du genannt. Und sie hat ihm Lieder geschrieben, die heute noch, fünfhundert Jahre später, in indischen Dörfern gesungen werden.

Im deutschen Sprachraum kennt sie kaum jemand. Das ist ein Verlust. Denn das, was Mira gelebt hat, geht uns alle an. Nicht weil wir Hindus werden müssten. Nicht weil Indien plötzlich für uns wichtig würde. Sondern weil ihre Botschaft eine universelle ist.

Die großen religiösen Traditionen sind über Jahrtausende vor allem von Männern überliefert, ausgelegt und institutionell geprägt worden. Aber das, was hinter den Religionen steht — das Wirkliche, das Universum, das ES — hat kein Geschlecht. Es spricht durch jede Stimme, die wahrhaftig fragt. Auch durch eine kleine Stimme. Auch durch eine weibliche.

Mira ist nicht die einzige Frau, die das gewusst hat. Es gab Hildegard von Bingen. Teresa von Avila. Rabia von Basra. Mechthild von Magdeburg. Andere, deren Namen wir nie kennen werden. Auf unterschiedliche Weise haben sie in patriarchal geprägten Welten eine eigene Stimme gefunden, indem sie direkt Du sagten — zu einem, der nicht männlich und nicht weiblich war, sondern Liebe.

Dieses Buch ist Mira gewidmet. Und allen, die noch nach ihrem Du suchen.

Vielleicht werden sie, wenn sie es einmal gesagt haben, dieselbe Erfahrung machen, die Mira ein Leben lang gemacht hat — und mit ihr alle Frauen, die je gewagt haben, ihre Stimme zu erheben:

Das Universum antwortet. Immer.

Goslar, im Sommer 2026

Margit Krüger

Vor dem Anfang

Der Erzähler

Es ist Abend in einer kleinen Stadt in Rajasthan, und welcher Abend es ist, tut nichts zur Sache. Es könnte gestern gewesen sein oder vor fünfhundert Monsunen; Abende wie dieser sehen einander ähnlich, seit es Dörfer gibt. Die Hitze lässt nach. Der Staub legt sich. Irgendwo blökt eine Ziege, die nach Hause will.

Eine Reisende geht durch die Gassen. Sie ist von weit her gekommen, aus einem Land, in dem es um diese Stunde kühl ist und regnet; man sieht es ihr an — an der Haut, am Gang, an der Art, wie sie alles anschaut, als sähe sie es zum ersten Mal. Ihr Haar ist grau. In ihrer Tasche steckt ein Notizbuch, wie Reisende es bei sich tragen, die glauben, man könne festhalten, was einem geschieht.

Am Rand des Platzes, unter dem großen Baum, sitzt ein alter Mann. Sein Bart ist weiß, sein Tuch war einmal ockerfarben, und neben ihm, an den Stamm gelehnt, steht ein Instrument mit einem Kürbisbauch und einer einzigen Saite. Vor ihm sammeln sich die Leute, wie sie sich an solchen Abenden sammeln: erst die Kinder, die sich vorne hinhocken; dann die Alten, denen man Matten bringt; dann die anderen, vom Feld, vom Brunnen, aus den Küchen, die Hände noch feucht oder noch mehlig. Niemand hat sie gerufen. Es hat sich herumgesprochen, wie sich diese Dinge herumsprechen: Der Alte erzählt heute.

Die Reisende bleibt am Rand stehen, wie Fremde am Rand stehen bleiben. Ein Kind entdeckt sie und starrt, wie Kinder Fremde anstarren. Der alte Mann folgt dem Blick des Kindes. Er betrachtet die Frau einen Augenblick — das graue Haar, das Notizbuch, das Zum-ersten-Mal-Schauen. Dann hebt er die Hand und deutet auf einen Platz auf den Matten, gar nicht weit von ihm.

„Setz dich, Schwester“, sagt er. „Du bist weit gegangen. Weit Gegangene haben bei Geschichten den besten Platz verdient — sie wissen, was ein Weg ist.“

Die Reisende setzt sich. Später wird sie sagen, sie habe in diesem Moment nicht gewusst, warum ihr die Augen feucht wurden; es sei

einfach die lange Reise gewesen, die Hitze, die Fremde. Es war nicht die Hitze. Es war das Wort Schwester.

Ein Kind — es ist immer ein Kind — fragt: „Von wem erzählst du?“

Der alte Mann schaut in die Runde. Er wartet, bis es still ist. Er kann warten wie ein Brunnen.

„Von einem Mädchen, das einen Satz ernst genommen hat“, sagt er. „Einen einzigen Satz, halb im Scherz gesagt. Alle anderen haben gelacht und vergessen. Sie nicht. Aus diesem Nicht-Vergessen ist alles geworden, wovon ich erzählen werde — die Lieder, die ihr kennt, ohne zu wissen, woher; der lange Weg; das Feuer, in das sie nicht ging; und das, was am Ende geschah in Dwarka, am Meer, und worüber die Leute bis heute streiten.“

Er wendet sich der Fremden zu, nur kurz.

„Du wirst manches nicht kennen, Schwester — unsere Götter, unsere Wörter, unsere Art zu zählen. Frag nicht zwischendurch; ich sehe es dir am Gesicht an, wenn du verloren gehst, und dann halte ich an und erkläre. Alte Männer erklären gern. Es ist das Letzte, was uns bleibt.“

Die Leute lachen. Die Reisende auch. Das Notizbuch bleibt in der Tasche; sie spürt schon jetzt, dass man das hier nicht mitschreibt, sondern mitnimmt.

Der alte Mann nimmt das Instrument auf den Schoß und zupft die eine Saite, einmal. Der Ton steht in der Abendluft und hält sich dort, wie ein Vogel im Aufwind. Sieben Abende wird er erzählen, so wie man bei uns die großen Geschichten erzählt: sieben Abende lang, und jeden Abend hört er an einer Stelle auf, an der niemand aufhören möchte.

„Rückt näher“, sagt der alte Mann. „Ich erzähle euch von Mira.“

• • •

Kapitel 1 — Der Tiger erwacht

Es begab sich zu einer Zeit, als Indien noch ein Land voller Mystik, Märchen und Möglichkeiten war. Die Götter wohnten in den Bergen und in den Flüssen und manchmal auch in den Töpfen mit Butter. Die Schlangen hörten zu, wenn man sang. Die Sterne sprachen miteinander in einer Sprache, die nur die Heiligen verstanden. Und ein Stein im Tempel konnte lächeln, wenn niemand hinsah.

Es war ein altes Land. Es hatte die Götter der Veden gehört und die wandernden Buddhas, die einkehrenden Sufis und die schweigenden Jaina-Mönche. Es hatte gewusst, wie ein Reich entsteht und wie es vergeht. Es hatte gelernt, dass die Mauern, die ein Mensch baut, nicht ewig sind — aber die Lieder, die er singt, manchmal schon.

Und es hatte gelernt, dass die Zeit nicht eine Linie ist, sondern ein Geflecht. Vier Kalender liefen damals parallel über dieselbe Erde, und niemand hielt es für widersprüchlich. Die Hindus zählten ab König Vikramaditya, die Muslime ab der Flucht des Propheten, die Buddhisten ab dem Erlöschen des Erleuchteten, die Christen ab der Geburt eines Zimmermannssohnes. Jeder hatte recht. Keiner hatte recht. Es war alles nur eine Frage, von welchem Stein des großen Mosaiks man begann zu zählen.

• • •

In jener Zeit, von der wir sprechen, geschah es, dass die Welt sich zu bewegen begann. Sanft zuerst, fast unmerklich, wie eine Schlange, die im Schatten den Kopf hebt.

Im Westen, an einer Küste, von der man im Inneren des Landes nur durch fremde Karawanen erfuhr, waren wenige Monsune zuvor drei Schiffe vor Anker gegangen. Drei Schiffe mit hohen Masten und seltsamen weißen Männern, die einen Brief brachten von einem König, den niemand kannte. Vasco da Gama hieß der Anführer. Calicut hieß der Hafen. Es waren nur drei Schiffe, und sie schienen unbedeutend. Niemand ahnte, dass aus diesen drei Schiffen vierhundert Monsune werden würden, in denen Indien nicht mehr nur Indien gehören sollte.

Im Norden, jenseits der hohen Pässe von Hindukusch und Karakorum, stritt ein sehr junger Fürst um Städte, deren Namen im Inneren

Indiens niemand kannte. Er war Tatare, Türke und Mongole zugleich, und er trug die Erinnerung an Tamerlan in seinem Blut wie eine Krankheit, die nicht ausheilt. Babur hieß er. Er las viel. Er schrieb sogar Gedichte. In jenen Monsunen verlor er mehr, als er gewann, und an Indien dachte er noch nicht. Niemand ahnte, dass dieser Junge achtundzwanzig Monsune später in eine Stadt einreiten würde, deren Namen er damals kaum je gehört hatte: Delhi.

Und zwischen diesen beiden Bewegungen — der weißen, die vom Meer kam, und der mongolischen, die vom Gebirge kam — lag das alte Indien wie ein schlafender Tiger, der die Augen halb geöffnet hatte und beobachtete, ohne sich noch zu bewegen.

• • •

In der Mitte dieses Indiens, im Nordwesten, liegt das Land, das die Menschen Rajputana nannten. Das Land der Königssöhne. Eine Wüste, in der die Sonne weißer brennt als irgendwo sonst und in der die Nächte schon im Frühherbst so kalt werden, dass Wasser in den Tonkrügen einen feinen Eisrand bekommt. Eine Erde, die so rot ist, dass sie aussieht, als hätte sie vor langer Zeit geblutet.

Hier hatten seit fast tausend Monsunen die Rajputen geherrscht. Sie waren keine Eroberer aus fremden Gegenden. Sie sagten von sich, sie stammten von der Sonne und vom Mond — die einen vom Surya-Vamsha, die anderen vom Chandra-Vamsha. Sie waren in dünne, eigensinnige Königreiche zerteilt, die einander befehdeten, einander heirateten, einander beschenkten und einander verbrannten, und sich nur einigten, wenn ein gemeinsamer Feind kam. Mewar, Marwar, Amber, Bundi, Bikaner, Jodhpur — jedes ein Königreich für sich, mit eigener Burg, eigenem Wappen, eigenem Gott.

Und in manchen dieser Königsfamilien wurden die Töchter erzogen wie die Söhne: nicht zarter, nicht stiller, nicht weniger mutig. Es gab Rajput-Töchter, die das Reiten lernten, ehe sie laufen konnten. Die den Bogen spannen lernten, bevor sie schreiben konnten. Die wussten, wie man einen Dolch trägt unter dem Sari, und die wussten, wie man ihn zieht. Und über allem stand eine Erwartung, die jede kannte: Wenn die Festung fiel, in der die Männer kämpften, dann sollte keine Frau in Gefangenschaft geraten. Dann sollte sie ins Feuer gehen. In den

Erzählungen der Rajputen wurde daraus ein Wort für Ehre und äußersten Widerstand: Jauhar.

So war es. So war es seit tausend Monsunen.

• • •

In dieser Wüste, einen Tagesritt von Ajmer entfernt, hatte ein Mann namens Rao Duda vor mehr als dreißig Monsunen eine Stadt aus dem Sand gestampft. Sie hieß Merta. Er hatte sie nicht erfunden — der Ort selbst war alt — aber er hatte ihr eine Festung gegeben, dicke Mauern aus rotem Sandstein, einen Hof mit drei Toren, einen Brunnen, der nie versiegte. Und er hatte ihr einen Tempel gegeben.

Den Tempel hatte er Krishna geweiht. Der dunkle Junge mit der Flöte. Das Hirtenkind, das ein Gott war, oder der Gott, der ein Hirtenkind war — beides, wahlweise, je nach der Stunde des Tages und der Frage, die einer zu stellen hatte. Die Rathore-Familie, der Rao Duda angehörte, gehörte nicht zu jenen, die Krieg und Krishna trennten. Sie sagten: Beides ist nötig. Schwert und Lied. Der König schützt das Volk, der Gott schützt den König. Und der Gott war ein Junge, der Butter stahl und einen Berg hob — und ein König konnte nichts werden, wenn er das nicht verstand.

Rao Duda war alt geworden in Merta. Er hatte zwei Söhne und mehrere Töchter, von denen die meisten in andere Königreiche verheiratet waren. Der ältere Sohn, Viram Dev, lebte in Merta und half ihm beim Regieren. Der jüngere Sohn, Ratan Singh, war anders geraten — kriegerisch, ruhelos, ständig auf den Pferden, ständig in den Schlachten. Er ritt mit dem Heer von Mewar gegen die Sultane von Delhi, gegen die Marodeure aus Sindh, gegen die Klügeren und gegen die Dümmeren, gegen alle, die seinen Bruder oder seinen Vater oder seinen entfernten Vetter in Chittor oder Jodhpur herausgefordert hatten.

Ratan Singh war kaum zu Hause. Aber wenn er heimkam, brachte er Geschenke mit — Seide aus Gujarat, ein paar persische Münzen, einmal sogar einen kleinen Falken in einem hölzernen Käfig. Und manchmal erzählte er Geschichten, die kaum jemand glauben mochte: von Pferden, die mit ihren Hufen Steine zertrümmerten; von Männern, die mit Pfeilen durch ein Eichenholz schossen, das so dick war wie ein Mannesarm; von Heiligen, die in der Wüste auf einem Fuß standen,

drei Monate lang, ohne zu essen oder zu trinken. Ratan Singh selbst war kein Heiliger. Er war ein Krieger. Aber er hatte ein leises Gespür für das, was über ihm war — ein Gespür, das ihn manchmal stillstehen ließ vor einer alten Inschrift oder vor einem Heiligenmal in der Wüste, und das er nicht hätte beschreiben können.

Er hatte eine Frau geheiratet, deren Namen die Akten nur kurz nennen: Veer Kumari. Sie war jung, aus dem geringeren Adel, aus einer Familie, die nicht viele Mitgiften aufbringen konnte. Aber sie hatte stille Augen, und sie konnte singen. Das hatte Ratan Singh gefallen. Sie war ihm in den Palast seines Vaters gefolgt — zuerst in das kleine Dorf Kudki, wo das Land ihres Mannes lag und wo die ersten Kinder geboren wurden und gleich wieder starben, dann zurück nach Merta, in die Frauengemächer des Rao-Duda-Palastes.

Sie war jetzt schwanger. Zum dritten Mal. Die ersten beiden Schwangerschaften hatten nicht gehalten. Diese hier hielt. Der Vollmondtag des Monats Bhadrapada näherte sich, und die Hebamme war schon bestellt.



In jener Zeit lebten die Menschen anders mit der Uhr, als wir es heute tun. Es gab keine Uhr. Es gab nur den Schatten, der über den Hof wanderte, und die Stunde des Muezzin in den muslimisch regierten Städten, und vor allem das Klatschen der Holzklöppel, mit denen der Tempelwächter die acht Wachen des Tages und der Nacht voneinander schied.

Acht Wachen. Acht Pahar. Drei Stunden jede. Die erste Pahar des Tages begann mit dem ersten Licht — das war die heiligste Zeit, da wachte das Land auf, da wurden die Götter im Tempel gewaschen, gewickelt, mit Sandelholzpaste gesalbt. Die zweite Pahar war die Zeit des Werkens — die Frauen schlugen die Butter, die Männer ritten aus zu den Feldern, die Karawansereien öffneten ihre Tore. Die dritte Pahar war die Zeit der Hitze, in der man sich zurückzog. Die vierte Pahar gehörte dem Schatten und der Geschäftigkeit der späten Nachmittage. Dann kam der Abend, dann die Nacht, vier weitere Pahar — und ganz tief in der letzten davon, vor dem Sonnenaufgang, die heiligste Stunde überhaupt: die Brahma-Muhurta, die Stunde des

Schöpfers, in der die Yogis nicht schliefen und in der die Heiligen flüsterten, weil sie wussten, dass der Himmel dann am dünnsten war.

Und auch die Tage folgten einem inneren Gesetz. Die helle Hälfte des Monats lief vom Neumond bis zum Vollmond — Shukla Paksha, die Zeit des Wachsens. Die dunkle Hälfte lief vom Vollmond bis zum Neumond — Krishna Paksha, die Zeit des Schwindens. Und dass die dunkle Hälfte denselben Namen trug wie der Gott Krishna, war kein Zufall. Krishna heißt: der Dunkle. Krishna ist der Gott, dessen Haut die Farbe der Mitternacht hat, dessen Tiefe nicht ergründet werden kann, dessen Anwesenheit gerade dann am stärksten ist, wenn alles äußere Licht zurückgeht.



Das Jahr, in dem die Geschichte beginnt, hieß im Kalender der Rajputen Samvat 1555. In Baburs Lager im Norden hieß es das neunhundertvierte Jahr der Hidschra. In Calicut, wo die Portugiesen ihre ersten Hütten bauten, schrieb man das Jahr unseres Herrn 1498.

Es war Spätsommer. Der Monsun stand auf seinem Höhepunkt. Seit drei Monaten zogen die Wolken vom Westen herein, schwer und schwarz, und brachen über die Wüste in plötzlichen, gewaltsamen Schüben. Zwischen den Regen waren die Tage drückend feucht und so schwül, dass die Frauen ihre Schweißtropfen mit den Sauntüchern auffingen. Die Frösche quakten so laut in den frischen Lacken, dass man sie vom anderen Ende der Stadt hörte. Die Pfauen hatten ihre Räder geschlagen — sie tanzen im Regen, das ist eine indische Wahrheit, die niemand erfunden hat. Die Tamarindenbäume im Hof des Palastes hingen schwer von ihren langen, gebogenen Schoten, die jetzt fast reif waren. Und unter den Wänden des Tempels war die rote Erde dunkler geworden — sie hatte sich vollgesogen mit Wasser, wie eine Geliebte, die endlich nach langer Trockenheit getrunken hat.

Es war eine gute Zeit für die Geburt eines Kindes. Eine versöhnte Zeit. Eine Zeit, in der die Welt — für ein paar Wochen — nicht wie eine Wüste aussah, sondern wie ein Garten, den jemand vergessen und der sich daraufhin selbst gepflegt hatte.

Im Tempel des Palastes, hinter den schweren Türen mit den Lotusschnitzereien, stand das steinerne Bild des Krishna, das Rao Duda vor mehr als zwanzig Monsunen von einem wandernden

Brahmanen erworben hatte. Es war nicht riesig — gut zwei Hand hoch — aber es war alt. Sehr alt. Es zeigte den dunklen Jungen in jener Pose, die man Tribhanga nannte: dreimal gebogen — am Hals, an der Hüfte, am Knie — den einen Fuß über den anderen geschlagen, die Flöte an die Lippen gehoben, den Kopf leicht zur Seite geneigt, als hörte er auf etwas, das nur er hören konnte.

In dieser Nacht hörte er auch.

Er hörte den Regen, der auf die Tempeldächer fiel. Er hörte das Quaken der Frösche. Er hörte das Schnauben der Pferde im Stall. Und er hörte etwas anderes, etwas, was nur er hören konnte, weil er Jahrhunderte alt war und auf vielen Tempelaltären gestanden hatte und vieles gewohnt war.

Er hörte ein leises, fast unhörbares Atmen.

Es kam aus den Frauengemächern, durch die Höfe, über die nassen Dächer hinüber. Es war das Atmen einer Frau, deren Wehen kurz zuvor begonnen hatten. Aber unter diesem Atem hörte der steinerne Krishna noch ein anderes Atmen — ein kleineres, schnelleres, das von dem ungeborenen Wesen kam, das in dieser Nacht zur Welt kommen würde.

Der Stein lächelte. Nur ein bisschen. Nur am linken Mundwinkel. Wie jemand, der lange gewartet hat und nun weiß: Sie kommt.

Kapitel 2 — Der Ozean

Die Wehen begannen am späten Nachmittag der vierten Pahar. Es regnete seit Mittag, ein gleichmäßiger, starker Regen, der die Dächer trommelte und das Wasser in den Innenhöfen so hoch steigen ließ, dass die Diener Steine in die Türen schoben, damit es nicht hineinlief.

Veer Kumari sagte zuerst nichts. Sie saß auf einer Matte im inneren Hof der Frauengemächer und schälte mit zwei Frauen Mandeln für die Süßspeisen, die abends gemacht werden würden. Sie aß auch ein, zwei davon. Sie sprach leise mit der älteren Frau, einer Tante, über das Wetter und über die Karawane, die am Morgen eingetroffen war — die letzte vor dem schweren Monsun, hatte der Führer gesagt, wer jetzt noch unterwegs sei, sei verloren. Niemand bemerkte etwas an Veer Kumari.

Aber dann, beim Aufstehen, lief das Fruchtwasser. Die Tante schrie. Die Diener kamen gelaufen. Die Hebamme wurde geholt, eine alte Frau mit einem grauen Zopf, die schon Veer Kumaris Mutter zur Welt gebracht hatte. Sie kam mit ihrem Bündel von Tonschalen, getrockneten Kräutern, Tüchern, einer kleinen Schale aus Messing für das heiße Wasser. Sie ließ das Zimmer mit den dunklen, schweren Vorhängen verdunkeln. Sie hieß Veer Kumari sich hinlegen. Sie sagte: Es wird heute Nacht geschehen. Vor Sonnenaufgang.

Draußen prasselte der Regen lauter.

Vor den Frauengemächern, im großen Hof des Palastes, ging Rao Duda auf und ab. Sein Sohn Ratan Singh war nicht da. Er war wieder in einer Schlacht, im Süden, weit weg. Er würde erst Wochen später erfahren, dass er Vater geworden war. Rao Duda hatte den jungen Brahmanen seines Tempels geholt — Pandit Gajadhar, ein zarter, gelehrter Mann mit einer hohen Stimme — und ließ ihn die Mantras singen, die für die sichere Geburt eines Kindes gesprochen wurden. Pandit Gajadhar saß im Vorhof des Tempels, im Schutz des überdachten Ganges, und sang ununterbrochen, während der Regen über das Dach lief. Es war noch nicht klar, ob es ein Junge sein würde oder ein Mädchen. Rao Duda wollte einen Enkel. Aber er sagte sich, dass er sich auch über eine Enkelin freuen würde. Er sagte sich das mehrfach in dieser Nacht, während die Stunden vergingen und der Regen nicht aufhörte.



Das Kind kam zur Welt in der letzten Pahar der Nacht, in jener Stunde vor dem Licht, die sie die Brahma-Muhurta nennen, die Stunde des Schöpfers. Draußen fiel der Regen noch immer, aber leiser jetzt, fast wie ein Flüstern. Die Hebamme musste das Kind nicht klopfen, damit es atmete. Es atmete von selbst. Aber es weinte nicht.

Die alte Frau drehte das Kind, prüfte es, wog es in ihren erfahrenen Händen. Es war ein Mädchen. Klein, aber gesund. Mit dichten schwarzen Haaren, was bei manchen Kindern vorkommt, und mit weit geöffneten dunklen Augen, die nicht blinzelten, sondern sich umsahen, als wären sie schon einmal hier gewesen und wollten sich nur vergewissern, dass alles noch an seinem Platz war.

Die Hebamme legte das Kind auf den Bauch der Mutter. Sie horchte einen Augenblick auf das Geräusch des Regens draußen, das nun in den Stunden vor dem Morgen weicher geworden war. Sie sagte leise, fast zu sich selbst:

„Ein gutes Zeichen. Das Kind kommt mit dem Wasser.“

Veer Kumari, erschöpft, blutverschmiert, glücklich, schaute auf das kleine Gesicht und sagte das erste Wort, das je zu dem Kind gesprochen wurde:

„Du.“

Nur das. Nicht „Mein Kind.“ Nicht „Meine Tochter.“ Sondern: Du. Als hätte sie etwas erkannt, das sie nicht hätte erkennen dürfen. Als wäre dieses Kind nicht aus ihr gekommen, sondern zu ihr — von weit her, durch sie hindurch, in diese Welt.

Die Hebamme zog die Augenbrauen hoch. Aber sie sagte nichts. Sie hatte über die Jahrzehnte gelernt, dass Mütter manchmal Dinge sagen, die niemand verstehen muss.

Draußen im Hof verstummte Pandit Gajadhar mitten in einem Mantra, weil er einen Schrei gehört hatte. Den Schrei der Mutter, vermutlich. Nicht des Kindes. Er wartete kurz. Dann fing er das Mantra wieder an, an der Stelle, an der er es abgebrochen hatte. Er beendete es.

Im Tempel, hinter den schweren Türen, blieb der steinerne Krishna unbewegt. Aber wenn man genau hingesehen hätte — was niemand tat

in dieser Nacht — hätte man vielleicht gesehen, dass sein Lächeln tiefer geworden war.

Es war die letzte Stunde der Nacht des fünfzehnten Tages der hellen Hälfte des Monats Bhadrapada des Jahres 1555 nach Vikrama. Es war der Vollmondtag. Der Wechsel von Shukla Paksha zu Krishna Paksha. Der Übergang von Licht zu Dunkel. Eine gesegnete Zeit. Eine gefährliche Zeit. Eine Zeit, in der eine alte Frau ein neugeborenes Kind in den Armen hielt und etwas wusste, was nicht in den Sterndeutungen stand.

Sie sagte zu Veer Kumari: „Wie wollt Ihr sie nennen?“

Und die Mutter, ohne zu zögern, ohne nachzudenken, ohne den Mann zu fragen, der weit weg in seiner Schlacht war — sagte:

„Mira. Ozean.“



Niemand verstand, warum. Mira ist kein üblicher Name für ein Rajput-Mädchen. Üblicher wären gewesen: Gauri, Lakshmi, Rajamati, Hadi. Mira kann Ozean bedeuten. Was hat ein Wüstenkind mit einem Ozean zu tun?

Veer Kumari erklärte es nicht. Vielleicht wusste sie es selbst nicht. Vielleicht war das Wort nur in ihr aufgetaucht, mit einer Sicherheit, die keine Erklärung brauchte. Vielleicht hatte sie den Regen vor dem Fenster gehört und sich gedacht: Das Wasser kommt zu uns. Das Wasser ist heute Nacht groß. Das Wasser hat einen Namen gebracht.

Pandit Gajadhar, als er es am nächsten Morgen erfuhr, nickte langsam. Er sagte zu Rao Duda: „Ein gutes Zeichen, Herr. Ein Kind mit dem Namen eines Wassers — in einem Land aus Sand. Das hat etwas zu bedeuten.“

Rao Duda lachte. Er lachte aus Freude über das Enkelkind. Er lachte ein bisschen über den ernsten jungen Brahmanen, der überall Zeichen sah. Er lachte über das Glück, dass Mutter und Kind wohlauf waren. Und er lachte, weil draußen die Sonne durch die zerrissenen Wolken brach — zum ersten Mal seit drei Tagen — und die nassen Sandsteinmauern in einem ganz besonderen, fast goldenen Licht erstrahlten.

Aber er wusste es noch nicht. Er konnte nicht wissen, dass dieses Kind, das er an diesem Morgen zum ersten Mal in die Arme nahm — eine kleine, sehr leichte, sehr ernste Last —, ihn überleben würde, seine Festung überleben würde, sein Königreich überleben würde, sein ganzes Volk überleben würde. Dass dieses Kind, das jetzt schlief, eines Tages durch Wüsten gehen würde, durch Tempel, durch Schlachten, durch die Höfe fremder Könige, und dass es seine Lieder in einer Sprache singen würde, die Rao Duda nicht ganz verstand, weil sie nicht die Sprache der Krieger war, sondern die Sprache der Hingabe — und dass diese Lieder noch in fünfhundert Monsunen gesungen würden, an einem Ort, der heute nicht denkbar ist, von Menschen, die heute nicht geboren sind.

Aber das alles war noch nicht jetzt.

Jetzt war ein neugeborenes Mädchen in den Armen seines Großvaters. Jetzt war ein lächelnder steinerner Krishna im Tempel. Jetzt war eine erschöpfte Mutter auf einer Matte, die zum ersten Mal in ihrem Leben eine Tochter hielt und wusste, dass sie nicht ihr gehörte.

Jetzt hatte der Regen aufgehört.

Jetzt fing die Geschichte an.

• • •



Hier endet die Leseprobe.

Mira ist fünf, als ein wandernder Mönch ihr eine kleine Bronzefigur in den Hof legt. Sie sagt Du zu ihr — und bleibt vierzig Jahre bei diesem einen Wort. Es kostet sie ihren Rang, ihre Familie, ihre Heimat und beinahe ihr Leben: einen Becher mit Gift, einen Korb mit einer Schlange, und am Ende eine Tür, die man ihr öffnet, weil man sie nicht mehr halten kann.

Geblieden sind ihre Lieder. In Indien werden sie bis heute gesungen, fünfhundert Jahre später, von Menschen, die ihren Namen kennen und ihre Geschichte nicht.

Sieben Abende. Neunundzwanzig Kapitel. Ein Erzähler, der nichts erklärt und nichts auslöst.

MIRA — Die Prinzessin, die Krishna liebte

Roman · ca. 250 Seiten

Neue Galaxie Verlag · ISBN 978-3-9823456-0-4

€ 18,00 [D] · € 18,50 [A]



neue-galaxie-verlag.de